

Christoph Kähler

Kirchliche Verantwortung im Herbst 1989

Predigt in der Auferstehungskirche in Pforzheim am 10. November 2019

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

Lassen Sie mich mit einem Geständnis beginnen: In Pforzheim war ich noch nie. Und doch fühle ich mich hier nicht fremd, ja eigentlich bin ich in Ihrer Kirche sofort zuhause. Das hat seinen guten Grund. Als ich vor 42 Jahren meine erste Pfarrstelle in Leipzig übernahm, da lag unsere Kirche im Stadtteil Anger-Crottendorf. Sie besitzt dasselbe bergende zeltartige Holzdach; dieselben stabilen Binder, die den Kirchenraum gliedern, dieselben Backsteine, von Gemeindegliedern damals aus Trümmern geborgen; auch ein Glasband zwischen Mauer und Dach. Sogar einen ähnlich trutzigen Turm gibt es dort. Den wollten die Geldgeber aus der Ökumene eigentlich nicht in Leipzig sehen und – weil überflüssig – haben sie ihn nicht finanziert, die städtischen Behörden in Leipzig dagegen forderten ihn. Sonst hätte es keine Baugenehmigung gegeben. Kurz, ich fühle mich hier heimisch, weil uns in Pforzheim, in Leipzig und an 39 anderen Orten eine Bartning-Notkirche verbindet.

Es ist wichtig, dass die allermeisten dieser schlichten Bauten nicht verschwunden sind, sondern bis heute ihren Dienst tun. Denn sind sie – nicht nur, aber auch – ein Denkmal, ein Denkmal der Not und der Zerstörung, die der Krieg über unser Land gebracht hat. Genauer gesagt: Es war die Not, die unser Volk über andere Völker und damit über sich selbst gebracht hat. Mit dem Bau der Notkirchen – Sie waren 1945/46 in Pforzheim die Ersten – wurde damals in den Gemeinden eine Not gelindert – durch die Hilfe ausländischer Christen und Kirchen. Andere Nöte blieben, wie die zunehmende Spaltung unseres Landes, wie die Einmauerung Ostdeutschlands und wie die zunächst brutale und dann notdürftig verdeckte Unfreiheit in der Deutschen Demokratischen Republik, die wohl weder Republik, noch demokratisch und wohl auch nur in Grenzen deutsch war. Als Michail Sergejewitsch Gorbatschow die deutschen Diktatoren 1989 nicht mehr mit Waffengewalt stützte, verfiel ihre Macht zusehends. Doch es war die offene Frage, wie es weitergehen könnte – nach dem 9. Oktober 1989 und dem daraus folgenden 9. November 1989. Wir haben damals an einen kurzen Satz von Stanislaw Jerzy Lec denken und das Schlimmste befürchten müssen. Der 1909 geborene notierte mit seinen Erfahrungen als Jude und Pole: „Wenn die Angst blass ist, braucht sie Blut.“ In Prag und in Rumänien floss 1989 Blut, viel Blut. In Plauen und Dresden, in Leipzig und in Berlin nicht. Wir denken in diesen Wochen seit den ersten Oktobertagen dankbar 30 Jahre zurück und dabei an die, die gewaltlos demonstrierten – und an ihre Feinde, die doch den unmittelbaren Schießbefehl nicht gaben.

In diese Geschichte, in diese Erinnerung und in unser Gedenken hinein spricht der Predigttext aus dem sechsten Kapitel des Lukasevangeliums seine eigene, kräftige Sprache.

Jesus sprach: ²⁷ *Ich sage euch, die ihr zuhört:*

Liebt eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen;

²⁸ *segnet, die euch verfluchen;*

bittet für die, die euch beleidigen.

²⁹ *Und wer dich auf die eine Backe schlägt, dem biete die andere auch dar;*

*und wer dir den Mantel nimmt,
dem verweigere auch den Rock nicht.*

³⁰ *Wer dich bittet, dem gib;
und wer dir das Deine nimmt,
von dem fordere es nicht zurück. ...*

³⁵ *Vielmehr liebt eure Feinde
und tut Gutes und leiht, ohne etwas dafür zu erhoffen.
So wird euer Lohn groß sein,
und ihr werdet Kinder des Höchsten sein;
denn er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen.*

³⁶ *Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.*

³⁷ *Und richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet.
Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt.
Vergebt, so wird euch vergeben. ...*

Liebe Gemeinde!

Liebt eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen!

Dieser Satz, sozusagen die Überschrift über unserem Predigttext, ist alles andere als selbstverständlich. Normal ist es, wenn wir Freundschaft mit Freundschaft beantworten und Feindschaft mit Feindschaft. „Wie du mir, so ich dir“ gehört zu unseren Lebenserfahrungen. Darum war es so wichtig, dass in den Friedensgebeten in Leipzig seit 1982 an jedem Montag die Seligpreisung der Friedfertigen, der Friedensstifter, von allen Teilnehmern gemeinsam gesprochen wurde. Unsere Nikolaikirche wurde damals zu einer anderen Art von Notkirche. Hier beteten zunächst kleine und kleinste Gruppen und sprachen ihre Angst vor einer unmäßigen Rüstung und ihren befürchteten Folgen aus. Später kamen die hinzu, die diesen Staat verlassen wollten. Sie hatten Anträge gestellt und warteten zum Teil lange Jahre auf eine Genehmigung. Zwischendurch aber verloren sie ihre Arbeit, ihre Freunde und verzweifelten, weil ihre Zukunft unklar war. Der erste unter uns Theologen, der die bedrückende Lage dieser Menschen erkannte und dagegen etwas tat, war Pfarrer Christian Führer. Er behandelte die, die uns zurückbleiben lassen wollten, nicht als Verräter oder Fahnenflüchtige, sondern als Menschen in schwerer seelischer Not. Denn das ungewisse Warten machte viele von ihnen mürbe und krank. Auch das wurde in den Friedensgebeten zur Sprache gebracht, selbst wenn nicht wenige unsere Kirchen bis dahin nicht von innen gekannt hatten. An ihrem Beifall jedenfalls konnte man laut und deutlich hören, wo für sie die Gegner standen und wo die Freunde. Das war verständlich, denn diese Feinde waren eines gewiss nicht: liebenswürdig – also der Liebe würdig. Da war viel rohes Machtbewusstsein, kleinliches Geltungsbedürfnis und reichlich untätiger Gehorsam im Spiel. Blinder Gehorsam wurde durch Angst erzeugt, die Halbschwester des Hasses. Die Angst vor der Rache der Mächtigen, die Angst um die eigene Laufbahn, auch um die eigenen Kinder, die Angst vor dem, was die unsichtbaren Genossen mit ihren Feinden alles anstellen durften und angestellt haben, beherrschten unser kleines Land. Und nicht zu vergessen: Angst macht

empfänglich und lässt nachträgliche Rechtfertigungen suchen und finden, die alles etwas freundlicher aussehen lassen. Erinnerungen sind plastisch.

Wie kann man solche Feinde lieben? Ja, darf man sie überhaupt lieben? Zuweilen ist doch auch der heilige Zorn nötig. Feindesliebe ist nicht nur schwer, sie kommt auch manchem sehr verdächtig vor. Immerhin war es der Philosoph Friedrich Nietzsche, der Feindesliebe und Duckmäsertum zu seiner Zeit und in seiner Umgebung gleichsetzte. Doch darin hat er nach unseren Erfahrungen Unrecht: Feindesliebe bedeutet ja gerade nicht, zu kuschen, sondern im Gegenteil Mut zu beweisen. Der Prager Theologe Jakub Trojan, einer der mutigen Unterzeichner der Charta 77, ein Bürgerrechtler der ersten Stunde, hat es in den politischen Auseinandersetzungen im Prag der siebziger Jahre so formuliert: Die Botschaft der Gnade gegenüber den Herrschenden (und er hätte genauso sagen können, die erste Liebe, die man den feindseligen Mächtigen antun kann) bedeutet, aufrichtig zu reden, also die Wahrheit zu sagen, sich nicht der herrschenden Lüge zu beugen.

Segnet, die euch verfluchen; bittet für die, die euch beleidigen.

Das kann für die einen das stille Dulden, das lautlose Leiden, die verweigerte Huldigung bedeuten, aber es kann auch für andere das klare Wort, die aufrechte Haltung, den leisen Widerspruch meinen, der in einer zwanghaften Stille umso lauter gehört wird. Bei Václav Havel hieß das am selben Ort zur selben Zeit, mit demselben Ziel: Versuch, in der Wahrheit zu leben.

Wir können dankbar dafür sein, dass die Geschichte unserer Notkirchen von einer helfenden Güte erzählt, die etwas von dem hatte, was in unserem Predigttext so beschrieben wird:

wer dich auf die eine Backe schlägt, dem biete die andere auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem verweigere auch den Rock nicht.

Viele Kirchenräume in Ostdeutschland erzählen eine Geschichte der Feindschaft zwischen den Machthabern und den Kirchen, eine Geschichte des friedlichen Protestes und schließlich der erstaunlichen politischen Veränderungen – ohne Rache. Das war eine Geschichte der gewaltfreien Verständigung, der Einführung demokratischer Regeln, der Runden Tische. Und immer waren dort evangelische Pfarrer die Vorsitzenden, denn sie hatten die praktische Erfahrung mit gelebter Demokratie in ihren Kirchen. Man kann und darf das erzählen als verwirklichte Feindesliebe, als geglückte Befolgung der Mahnung Jesu.

Allerdings ist Feindesliebe kein Rezept, das man einfach befolgen muss, und dann kann man auf die Belohnung hoffen. Gutes zu tun gegenüber denen, die uns hassen, macht nicht alles ein für alle Mal gut. *Tut Gutes und leiht, ohne etwas dafür zu erhoffen*, höre ich heute in diesem Sinn. Es geht nicht immer alles auf. Es kann lange dauern, bis das Schlechte erkannt, und noch länger bis es überwunden werden kann. Es braucht dazu Geduld und Ausdauer mit den Feinden, die ja zunächst Feinde bleiben. Aussöhnung ist manchmal ein Jahrhundertprojekt, wie wir an unserem Verhältnis zu den Nachbarn Deutschlands im Westen und im Osten ablesen können. Und dasselbe gilt auch für unser vereinigtes, aber nicht immer einiges Land: Auch und

gerade in den Konflikten dieser Tage brauchten und brauchen wir wieder mehr Verständnis und Fairness miteinander; nicht selten wird schon das schmerzlich vermisst, weil sich eine Feindseligkeit auf den Straßen und in den Häusern breit macht, die Angst macht.

Feindesliebe bleibt dagegen eine Ausrichtung, die wir oft genug verfehlen. Das lässt uns erkennen, dass wir von uns aus zur Barmherzigkeit nicht immer fähig sind. Wir könnten nicht barmherzig sein, wenn wir nicht einen Vater im Himmel hätten, der mit uns barmherzig ist. Er, und nur er macht Menschen zu seinen Kindern und dadurch uns alle zu Schwestern und Brüdern. Wie das und was da geschehen kann, braucht unser Nachdenken in diesen Tagen und wohl auch noch lange.

Unsere Notkirchen, sei es hier in Pforzheim, sei es in Leipzig, sind auch ein Denkmal dafür, dass Not überwunden, Grenzen gesprengt und Feindschaften überwunden werden können. Garantien gibt es dafür nicht, aber Verheißungen.

Und so bewahre der Friede Gottes, der alle Vernunft umschließt, unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen